



Frank Kauffmann

Tsozo und die fremden Wörter

ill. von Beate Fahrnländer

orell füssli 2015 • 47 Seiten • 8,95 • ab 6 • 978-3-280-03496-5

Tsozo zieht mit seinen Eltern aus einem unbenannten in ein deutschsprachiges Land. Allein der sehr fremdländisch klingende Name „Tsozo“ und die Bemerkung, dass in seiner Heimat die gleichen Früchte, die es hier im Supermarkt zu kaufen gibt, süßer schmecken, ist ein Hinweis darauf, dass Tsozo möglicherweise von sehr weither kommt. Es heißt nur, dass in der neuen Welt alles anders, alles neu ist. Aber er verlässt ein Dorf, in dem es außer seinen Verwandten und Freunden einen staubigen Fußballplatz und einen Eisverkäufer gibt, und zieht in ein Dorf, in dem es ebenfalls einen Fußballplatz und eine Eisdielen gibt. Mit „anders und neu“ macht es sich der Autor ein wenig zu einfach, ein paar konkrete Vergleiche wären hilfreich gewesen und hätten der Vorstellungskraft auf die Sprünge geholfen.

Tsozo und seine Eltern scheinen keine Flüchtlinge zu sein. Und arm sind sie auch nicht. Es ist sofort eine Wohnung da, die neu eingerichtet wird, Tsozo bekommt ein neues Fahrrad, die Familie hat Zeit, die neue Umgebung in Ruhe zu erkunden. Von einer Arbeit des Vaters oder der Mutter, von einer Schule für Tsozo ist nicht die Rede.

Also im Vergleich zu anderen Einwanderern ein geradezu paradiesischer Zustand. Aber Tsozo versteht die fremde Sprache nicht, das macht ihm zu schaffen – allein darum geht es in diesem Buch, das eigentlich nur eine kurze Geschichte ist, denn von den 47 Seiten sind viele ganzseitig illustriert, andere teilweise, die Schrift ist groß.

Tsozo möchte gerne mit den anderen Kindern spielen, aber er traut sich nicht, auf sie zuzugehen, und die anderen beachten ihn nicht. Darüber beklagt er sich bei der Großmutter, mit der er – traurig zwischen den Umzugskisten sitzend – telefoniert. Die Großmutter weiß ihn zu trösten und gibt ihm einen klugen Rat, der für mich einer der beiden Schlüsselsätze dieser Geschichte ist: „Deine erste Sprache ist ganz von selbst zu dir gekommen. Und genauso wird auch die neue Sprache zu dir kommen. Du musst nur die Augen offen halten, die Ohren spitzen und geduldig sein. Dann wirst du schon verstehen.“

Die Großmutter hat recht, Tsozo kommt mit drei offenbar sehr netten Kindern in Kontakt, versteht sich mit ihnen zunächst auch ohne Worte – z.B. über den Fußball – und lernt jeden Tag ein paar neue Wörter kennen, Wörter die dick und rot gedruckt sind, die er abends seinen Eltern erzählt. Und er gewinnt selber eine kluge Erkenntnis (der zweite Schlüsselsatz): „Man muss die Sprache nämlich tun.“

Nun wird es ein wenig dramatisch. Die vier Kinder radeln zur Burgruine und wollen dort auf Schatzsuche gehen. Dabei werden Tsozos neue Freunde verschüttet und es ist nun an Tsozo, ihnen zu helfen. Schnell radelt er ins Dorf zurück und es gelingt ihm mit Hilfe von Händen und Füßen, seiner alten Sprache und den neuen gelernten Sprachbrocken, wozu zum Glück „Hilfe!“ bereits gehört, Helfer zu holen. Und Tsozo ist der Held!

Die Geschichte ist erdacht, um dieses Sprachproblem, das wiederum zu einem Integrationsproblem führt, zu verdeutlichen. Das spürt „man“ – auf jeden Fall der erwachsene Leser. Die Geschichte ist nicht herzerwärmend oder irgendwie unter die Haut gehend, sondern merkwürdig neutral und zeitlos. Auch die Illustrationen tragen zu diesem Eindruck bei. Sähe man nicht auf zwei Bildern ein Handy, so könnte die Geschichte auch vor längerer Zeit gespielt haben, ja die Illustrationen erinnern sogar an Bücher aus den 50er Jahren – halt nein, der Vater, in einem sehr korrekten, zeitlosen Wintermantel, zieht einen Rollkoffer hinter sich her!

Ganz gut gefallen hat mir, dass die von Tsozo gelernten Wörter des Tages besonders hervorgehoben werden, so dass auch Kinder in der Lage sind, mit Hilfe dieser Wörter Tsozo's Tag sozusagen nachzuvollziehen und zu ergänzen, ganze Sätze daraus zu bilden. Allerdings ist das insofern nicht schwer, als die Geschichte ja vorher erzählt wird.

Es ist schon klar, dass der Autor die Geschichte nicht überfrachten und die Kinder nicht überfordern wollte, mit allzu vielen Details und Teilproblemen, und er wollte auch nicht auf die Tränendrüsen drücken. Aber ein bisschen mehr „Butter bei die Fische“ hätte der Geschichte gut getan, hätte sie lebendiger, anregender und glaubwürdiger gemacht.